



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Neue Lebensepoche.- Einsamkeit.- Familienleben und persönliche Beziehungen.- Die Julirevolution.- Zurückberufung in den Staatsrath.- Museumscommission.- Der Verein der Kunstfreunde im preußischen ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

lebens mit ihr hatte er sagen können, er „lebe nur sich selbst wie außer der Welt.“ In noch ganz anderem Sinne sollte dies jetzt zur Wahrheit werden. Nun erst war ihm, als ob das letzte Band zwischen ihm und der Welt zerrissen sei. Nun erst sah er sich „wie abgeschieden von den Menschen“ an. In dem schmerzlichen Gefühl, wie verödet und vereinzelt sein Leben ohne die sein werde, die mit Allem, was ihn berührte, so innig verbunden gewesen, war er nur Eines Trostes fähig. „Sie fragen mich,“ schreibt er an die Wolzogen, „was mir jetzt als das Tröstendste erscheint. Ich gestehe Ihnen: nichts als die tiefste, absolute Einsamkeit. In dieser hat der Mensch immer Gefühle, Ideen, Erinnerungen, die ihn heben und halten, und die Wehmuth stimmt sich in ein mildes, eigentlich süß festhaltendes Gefühl um. Wie ich aber am Umgange mit Menschen, insofern es nicht ein einsames Gespräch mit einem Gleichgesinnten ist, wieder Freude gewinnen werde, davon habe ich bis jetzt keinen Begriff.“ Er legt in derselben Weise seine inneren Zustände in den Briefen an Charlotte dar. Ausdrücklich spricht er es aus, daß mit dem Verluste der Geliebten eine neue Epoche für ihn begonnen. Geschlossen sei das bis dahin Gelebte; er überschauete es als ein Ganzes und halte es durch Erinnerung im Gemüthe fest. Alles Wünschen für die Zukunft sei vorüber. Noch immer zwar behalte das Leben, als die Bedingung jenes Erinnerens und Empfindens, durch den Genuß der geistigen Nähe der Geliebten, durch die süße Vermählung mit dem Schmerze selbst, seinen Werth. Und wie das Leben, so die Natur; denn ihre Erscheinungen verschmolzen willig mit Allem, was die Seele bewege. Anders jedoch sei es mit den Menschen. „Ich empfinde,“ schließt er einen seiner Briefe, „keine Freude der Natur schwächer als sonst; nur die Menschen meiden mich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfnis ist.“

Einsamkeit also, sie, die er schon inmitten des regsten Welt- und Geschäftslebens als den „Inbegriff alles schönen Daseins“ gepriesen hatte, — Einsamkeit wurde von nun an das Element seines Lebens. Die Empfindung, die ihn im ersten Momente des Verlustes ergriffen hatte, lies ihn nicht wieder los. Auch der Gesellschaft wandte er nun den Rücken, wie bisher schon dem Staat und den Geschäften. Entschlossen, von nun an „sein inneres Sein keiner gesellschaftlichen Convenienz mehr zu opfern,“ schloß er den Kreis

seines Umgangs enger und enger. Wohl beglückte ihn noch immer das Zusammenleben mit den Seinigen: — waren es doch diejenigen, mit denen er sich am meisten in der wehmüthigen Erinnerung an die Dahingeshiedene begegnete! Fast ununterbrochen blieb die an seiner Seite, die sich stets am meisten zu den Eltern gehalten hatte, und deren rührender Schmerz um die Mutter ihm ihre Sorge und Anhänglichkeit doppelt theuer machte. Caroline von Humboldt theilte fast durchaus das Leben des Vaters, sie war seine Gesellschafterin daheim und seine Begleiterin auf Reisen. Mit ihr hatte auch Adelheid am Sterbebette der Mutter gestanden. Es war eine zarte Rücksicht des Königs, daß er jetzt gerade die Versetzung Hedemann's, ihres Gemahls, nach Berlin verfügte. Auf's Engste konnte sich nun Humboldt mit der Hedemann'schen Familie in Verbindung halten. Es verstand sich, daß er selbst sich von nun an ganz in die Stille seines Tegler Landsitzes zurückzog. Hier jedoch sah er seine Kinder im Sommer, und er sah sie, so oft Geschäfte ihn nach der Stadt führten, woselbst eine gemeinschaftliche Wohnung, groß genug für Alle, eingerichtet war.

Dankbar, wie dieses Verhältniß, fühlte und pflegte er das zu dem geliebten Bruder. Die längste Zeit ihres Lebens waren die Beiden getrennt gewesen. Sie waren, so oft ihnen vergönnt war, sich wiederzusehen, als ob sie keine Stunde von einander gewesen wären. So hatte man sich zu Paris, zur Zeit der Friedensverhandlungen getroffen; später hatte Alexander den Bruder in London besucht und war mit ihm zu den in Aachen versammelten Fürsten gereist. Noch lange indeß hatte die französische Hauptstadt den großen Naturforscher gefesselt. Nur wenige Monate hatte er im Jahre 1823 in Berlin verweilt; erst seit dem Jahre 1827 schlug er hier seinen förmlichen Wohnsitz auf. Damals, im Winter von 1827 auf 1828 war es, daß er in der Universität und fast gleichzeitig in der großen Halle der Singakademie jene glänzenden und bewunderten Vorträge über physische Weltbeschreibung hielt, die ihm, wie Wilhelm an Genz schrieb, eine neue Art des Ruhmes erwarben. Wie ungern mußte, wenige Wochen nach dem Tode seiner Gattin Wilhelm den Bruder noch einmal zu einer großen Reise sich anschicken sehen! Aber auch aus dem Ural und von den Ufern des caspischen Meeres war derselbe endlich glücklich zurückgekehrt. In Geist und Gemüth

brüderlich verbunden, genossen Beide seit dieser Rückkehr das Glück, sich auch äußerlich nahe zu sein, tauschten sie Ansichten und Gefinnungen und begegneten sich, bei aller Verschiedenheit ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung, in den höchsten Gesichtspunkten, von denen aus der Eine die Gesetze und die Einheit der physischen, der Andre die der intellectuellen Welt zu ergründen versuchte.

Es gab andre Freunde, denen sich Humboldt herzlich verbunden fühlte, und mit denen er immerhin von Zeit zu Zeit in schriftlicher wie mündlicher Mittheilung sich nicht ungern berühren mochte. Zu meist waren es akademische und wissenschaftliche Freundschaften. Er fand in der Akademie ältere und jüngere Genossen seiner Sprachstudien, Männer, die ihm durch verwandte Denkart oder verwandte Interessen werth waren. Unschätzbar war ihm die Theilnahme, welche Bopp der Abfassung des großen Sprachwerkes zuwandte, das jetzt all' seinen Fleiß in Anspruch nahm. In Böckh durfte er den würdigen Nachfolger des großen Reformators der Philologie erkennen, den er einst vorzugsweise seinen Freund genannt hatte. Zu dem großen Theologen Schleiermacher hatte sich vor Allem seine Frau hingezogen gefühlt: er selbst war ihm geistig näher verwandt, als vielleicht Beide wußten und sich gestanden. In einem Manne wie Ritter hatte er nicht weniger das geistige Streben und den Umfang des gelehrten Wissens als den Reichthum und die Liebenswürdigkeit des Gemüths zu achten. Zahlreiche andre Bekanntschaften mit Männern wie mit Frauen, in einer vielbewegten und bewegenden Vergangenheit geknüpft, Beziehungen zu Schriftstellern und Künstlern, zu den Gliedern des königlichen Hauses, zu den Ministern und Staatsmännern konnte derjenige am wenigsten leicht zerreißen, der sie sonst mehr als ein Anderer gesucht und gepflegt hatte. Mancher Besuch — zuweilen sogar der ehrenvolle seines Königs — unterbrach seine Einsamkeit. Und dennoch, — wie ungern sah er sie unterbrochen! Schon in Jahresfrist nach dem Tode seiner Frau hatte die Abneigung gegen den Verkehr mit Menschen, auch mit solchen, denen er zugethan war, dergestalt zugenommen, daß er jeden, auch nur Stunden dauernden Besuch wie eine Last empfand. Dankbar erkannte er die Discretion derjenigen an, die ihn begriffen und sich genügen ließen, ihn von ferne mit treuer Theilnahme zu begleiten.

Wie anders aber waren diese inneren Zustände des vereinsamten

Mannes, und wie anders der Gang der Welt! Indessen er sich tiefer und tiefer in den Frieden der Einsamkeit zu hüllen suchte, gleich abgewandt von den großen wie von den kleinen Begebenheiten der Welt, schien die Ruhe, deren sich die größere Hälfte Europas seit dem zweiten Pariser Frieden erfreut hatte, durch Stürme der gefährlichsten Art von Neuem gestört werden zu sollen. Wieder einmal, seit dem Juli 1830, gab es einen von Thron und Land gejagten König. Selbst mit vieler Weisheit müßten es die Bourbonen schwer gefunden haben, ein Scepter zu behaupten, das Fremde ihnen in die Hand gedrückt hatten. Aber Weisheit war nicht die Erbtugend dieses Geschlechts, und durch Revolutionen werden die Völker nur langsam, die Fürsten nie erzogen. Man war, schien es, durch die Julirevolution da wieder angelangt, von wo man 1789 ausgegangen war. Sollten sich wirklich die Scenen der Nationalversammlung und des Convents erneuern? Würde das Beispiel Frankreichs jetzt vielleicht in allen Ländern Europas Nachahmung finden? Gab es irgend eine Garantie, daß dasjenige, was in Belgien und Polen geschah, sich auf Belgien und Polen beschränken würde? War es wahrscheinlich, daß derjenige, der nach Napoleon und Karl X. in Frankreich zu regieren hatte, nach den Principien und nach den Wünschen der heiligen Allianz regieren würde? Würde der Befreier nicht auch der Rächer sein müssen? Würden nicht von Neuem die französischen Heere die Grenzen übersfluthen? — und wo alsdann, nach so vielen Enttäuschungen, würde jene Königstreue und jener Opfernuth geblieben sein, dem einst die Waffen Napoleon's unterlegen waren?

Man weiß, welche orthodoxe Friedensliebe und welcher Abscheu vor allen Volksbewegungen sich in unserm Vaterlande bei den meisten Epigonen der großen, mit dem Jahre 1815 beschlossenen Kriegs-Revolutionsperiode festgesetzt hatte. Friedliebender konnte Niemand sein als Humboldt. Er vor Allen mußte den Anblick schmerzlich finden, „wie Leidenschaft, wilde Rohheit und Uebermuth den Frieden bedrohten, dessen man so lange genossen habe.“ Nur daß dennoch er in ganz anderer Weise diese Friedensstörung empfand als die übrigen Veteranen der Revolutions- und Befreiungszeit. Er liebte den Frieden mit der echten Gesinnung des Friedens. Weit entfernt war er von jenem Fanatismus der Friedensliebe und von jenem

parteiischen Groll, womit Niebuhr die neue Weltbewegung hereinbrechen sah. Weit entfernt ebenso von jener Furcht des bösen Gewissens, von jener Angst und Beklemmung, welche damals die Tage seines Freundes Gutz verdüsterten. Er hatte von je her, so schrieb er an den Letzteren, nur ein „althistorisches Interesse“ an den Dingen der Welt gehabt. Er war jetzt, in der unbefchränkten Freiheit der Einkehr in sich, mehr als je in die Stimmung hineingerathen, jenes althistorische Interesse mit einem frommen Vertrauen auf die Wege der Vorsehung zu begleiten. „Die Dinge der Welt,“ so äußerte er sich im Herbst des verhängnißvollen Jahres 1830, „sind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in solchen Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun, daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreibbar sind.¹⁾“

Einen Mann, welcher in dieser Weise mit der Welt abgeschlossen hatte, gerade jetzt von Neuem mit dem politischen Getriebe in Berührung zu bringen, kann fast wie eine Grausamkeit erscheinen. Zwar, noch immer war man ihm eine Genugthuung für die ehemalige Zurücksetzung, man war ihm, seit sich ohnehin die preussische Restaurationspolitik zu einer gleichmäßigeren und verständigeren Haltung hindurchgefunden hatte, eine politische Rehabilitation schuldig. Solch' eine Ehrenerklärung sollte es augenscheinlich in sich schließen, wenn er jetzt durch eine Cabinetsordre vom 15. September 1830 zu neuer Theilnahme an den Sitzungen des Staatsraths eingeladen wurde, aus denen er elf Jahre früher vertrieben worden war. Und keine Frage: wenn diese Ehre mit irgend einer Macht verbunden gewesen wäre, — nicht zum Nachtheil des Gemeinwesens würde sie ausgeübt worden sein. Der bejahrte Staatsmann würde mit den Kräften, die ihm noch hinreichend zu Gebote standen, vor allen Dingen rücksichtslos seine Pflicht gethan haben. Er würde von dem, was er einst an Stein schrieb, den Beweis geliefert haben, daß die

1) An Charl. Diebe, 7. Sept. 1830. Briefe an eine Freundin, II. 89. 90.

Fähigkeit zum Geschäft des öffentlichen Lebens dadurch nicht abnehme, wenn man, entfernt von demselben, den Geist durch Nachdenken übe und ihn nicht durch Schläffheit sinken lasse. Man würde, wenn man auch nur seinen Rath gehört hätte, eine „reine Stimme der Wahrheit und der Vernunft“ gehört, und würde, wenn man ihn befolgt hätte, einen mächtigen Vorsprung gegen die Gefahren der kritischen Zeitlage gewonnen haben. Er war in der That im Besitze eines Programms, nach welchem die neue Zeit zu nehmen und zu behandeln war, und dieses Programm war nicht weniger weise als dasjenige, mit dem er einst in die Verwaltung getreten war. „Durch Kampf terrassiren,“ so faßt er sein politisches Urtheil in's Kurze, „oder durch List beschwichtigen läßt sich diesmal die Tendenz nicht, die in der Macht der Zeit liegt, und die an sich, in ihrem Geist und Sinn, nicht niedergekämpft zu werden braucht. Das Kunstvolle und die Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte wird sein, die Zeit über sich selbst zu belehren, dem, was sie sucht, einen heilsamen Sinn unterzulegen, und dies, indem man den Sturm beschwört, friedlich in's Leben zu führen. Wenn man es mit heller Einsicht, großem Muth und beharrlicher Liebe zur Gründung alles Edlen auf Erden anfängt, so halte ich dies für möglich. Lassen Sie uns harren und muthig bleiben.“¹⁾

So waren die Ueberzeugungen Humboldt's, und ohne Zweifel erfolgte seine Zurückberufung in den Staatsrath, weil man wußte, daß sie so waren. Dieselbe hatte nichtsdestoweniger mit dem großen Sinn jener Ueberzeugungen nichts gemein. Nichts Anderes als eine List und eine Beschwichtigungsmaaßregel war es. Denn offenbar nicht den Mann, sondern den Namen des Mannes wollte man. Dieser Name wenigstens sollte zu einer kleinen Sühne für das Unrecht benutzt werden, welches man an den Erwartungen und Bedürfnissen der Nation im Jahre 1819 begangen hatte. Durch eine homöopathische Dosis von Liberalismus wollte man der kritischen Aufgeregtheit der öffentlichen Stimmung begegnen. Wir tabeln nicht, daß Humboldt dem Wunsch seines Souveräns entsprach: es ist gewiß, daß er das Opfer seiner Neigung und Bequemlichkeit aus Pflichtgefühl, aus Loyalität und Patriotismus brachte. Wir tabeln auch nicht den

1) An Caroline v. Wolzogen 29. December 1830. N. a. D. S. 63.

allgemeinen Charakter der preussischen Politik gegenüber den Ereignissen von 1830; sie hütete sich vor groben Mißgriffen; indem sie lavirte, traf sie instinctmäßig das für den Augenblick Ausreichende; sie verfuhr, indem sie mit dem orleanistischen Frankreich und mit den neuen Constitutionen auswärts ihren Frieden suchte, im Ganzen zweckmäßig und besonnen. Aber viel fehlte, daß sie hochherzig, tief und weitfichtig im Sinne Humboldt's gewesen wäre. Seine Rehabilitation ebendeshalb, was auch das Publicum darüber fabelte und sich davon erwartete, war vollkommen bedeutungs- und folgenlos. Regelmäßig nahm er von nun an wieder Theil an den Sitzungen des Staatsraths. Er ward sogar Mitglied der Section für die auswärtigen Angelegenheiten. Allein die Bedeutung dieser Geschäfte und die Stellung dieser Behörden war von der Art, daß er ebensogut und mit ebensoviel Einfluß auf den preussischen Staat in seinem Tusculum neue Alphabete untersuchen oder Sonette dictiren konnte.¹⁾

Die Aufforderung zu neuer Theilnahme am Staatsrath knüpfte sich aber an eine andere für Humboldt erfreulichere Störung seiner Muße und Einsamkeit. Sie war nämlich begleitet von der Verleihung des schwarzen Adler-Ordens, und den schicklichen Anlaß zu Beidem gab die glückliche Vollendung eines königlichen Auftrags, der ihm gerade in den ersten Wochen des noch frischen Schmerzes um die Verlorene zu Theil geworden war. Nach der Vollendung des neuen Museums in Berlin hatte der König eine Commission von Künstlern ernannt, welche die innere Einrichtung desselben, die Anordnung und Aufstellung der Kunstfachen überwachen sollte, und hatte die Leitung dieser Commission dem geschäfts- und kunstverständigen Minister übertragen. Nur ungeru zwar sah sich dieser zu einer Zeit, wo er am liebsten vollkommene Freiheit und Einsamkeit genossen hätte, zu wiederholtem Aufenthalt in der Stadt und zum Verkehr mit Menschen genöthigt. Der Gegenstand indeß lag seinem Interesse nahe. Die Männer, mit denen er dabei in Berührung kam, gehörten längst zum Kreise seines Umgangs; gerade auch durch

1) An Caroline von Wolzogen 27. October 1830; a. a. O. S. 60: „Ueber meine öffentliche Stellung sind Sie irrig berichtet. Ich bin blos ein Staatsrath, der nur mit Gesetzgebung zu thun hat.“

die Kunstliebe seiner Frau waren die Schinkel und Wach, die Rauch und Tieck seinem Hause verbunden gewesen. Das Geschäft selbst endlich war leicht und wurde durch das Benehmen des Königs in jeder Weise erleichtert. Schon am 21. August des folgenden Jahres konnte Humboldt dem Könige über die getroffene Einrichtung Bericht abstatten, und schon am 3. desselben Monats war das Museum eröffnet worden.¹⁾

Die Liebe zur Kunst, in der That, ein langes Leben hindurch unter den reichsten Anregungen genährt, hatte seit dem Augenblick seiner Zurückziehung von den öffentlichen Geschäften die nächste Stelle neben seiner Liebe zur Wissenschaft eingenommen. Schon im Jahre 1825 war er dadurch in ein Verhältniß gebracht worden, das ihm nicht bloß praktisch für die Förderung der Kunst zu wirken gestattete, sondern ihm zugleich Gelegenheit gab, theoretisch auf die Bildung der ästhetischen Begriffe und Einsichten des Publicums Einfluß zu üben. In dem genannten Jahre nämlich hatte sich in Berlin der „Verein der Kunstfreunde im preussischen Staate“ gebildet, — ein Verein, welcher, gleich ähnlichen in und außer Deutschland, an den Zweck der Unterstützung talentvoller Künstler den anderen knüpfte, die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, eine größere Anzahl derselben zu verbreiten und so zugleich mit der Kunst den Sinn für dieselbe zu heben und zu verallgemeinern. Humboldt gehörte zu den Begründern des Vereins. Gleich anfangs an die Spitze des geschäftsleitenden Directoriums gestellt, blieb er auch alle folgenden Jahre in dieser Stellung. Aus seiner Feder war das Programm, auf welches hin man sich constituirte; er war es, der in jährlichen Berichten über den Sinn und den Erfolg der Bemühungen des Vereins vor den Mitgliedern desselben Rechenschaft ablegte.²⁾

Diese Berichte nun, mit ihren Auseinandersetzungen über das Wesen und die Richtungen der Kunst sind nichts Andres als die „Ästhetischen Versuche“ seines Alters. Wie sein Verständniß des Alterthums, so erhält auch sein ästhetisches Raisonnement einen Ab-

1) An Charlotte 12. Juni 1829, und an Stein, gleichfalls aus dem Sommer des Jahres 1829 bei Perz VI. 790.

2) Das Programm wie die Berichte, letztere mit Weglassung aller Stellen von bloß localer Beziehung, finden sich abgedruckt in den G. W. III. 307 ff.

1830?

schluß. Wie ihm nun erst eine befriedigende Charakteristik der Griechen gelungen war, so auch nun erst ein reines Aussprechen über das Wesen der Kunst. In jeder Weise, nach Form wie nach Inhalt, sind diese neuen vor den ehemaligen ästhetischen Versuchen ausgezeichnet. Sie sind lebendiger und verständlicher. Sie sind dennoch zugleich tiefer und reifer. Auch sie endlich beziehen sich, wie Radian auf ihren Focus, auf den durch das Nachdenken über die Natur der Sprache aufgesammelten Ideenschatz.

Vortrefflich zunächst dies beständige Hinlenken zu den höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkten! Den Weg dazu findet der treffliche Berichterstatter bald, indem er die Thätigkeit des Vereins charakterisirt und sie aus dem Zweck desselben motivirt, bald, indem er die gestellten Preisaufgaben rechtfertigt und erläutert, bald, indem er die eingelieferten oder angekauften Bilder beschreibt, exponirt, beurtheilt. So werden, durch das Anknüpfen an das Gegenwärtige und Nächste, diese jährlichen Vorträge zu einem Cursus populärer Aesthetik. Der ästhetische Redner hat keine von den Ueberzeugungen des ehemaligen ästhetischen Schriftstellers aufgegeben. Denn zuerst: ganz wie in der Schrift über Hermann und Dorothea ist ihm auch hier die Kunst nicht ein Letztes. Der Zweck des Vereins vielmehr giebt ihm wiederholt Gelegenheit, an die Rückwirkung der Kunst auf das Publicum, an den Zusammenhang zwischen der Kunst und dem Leben zu erinnern. Diese Rückwirkung stehe in Wahrheit noch höher als die Kunst selbst, und ihren eigentlichen Werth erhalte die Letztere erst durch ihren Einfluß „auf den Menschen und seine allgemeine Bildung.“ Noch weniger, zweitens, verleugnen seine nunmehrigen Kunstansichten und Urtheile den specifischen Einfluß der Epoche, die ursprünglich seine ästhetische Richtung gebildet hat. Hatte er doch persönlich den Vermittler zwischen den von Wolf neu belebten humanistischen Studien und zwischen dem Dichten der Schiller und Göthe gebildet; culminirte doch recht eigentlich in ihm jene eigenthümliche Verbindung eines neuen Empfindungs- und Phantasiedranges und der Anschmiegun an die Form des griechischen Geistes, — jene Verbindung, aus welcher unsre klassische Literatur- und Kunstperiode sich entwickelt hatte. Antikisirend mithin war seine ursprüngliche Kunst- richtung gewesen: antikisirend war sie geblieben. Der Entwicklung, welche die deutsche Dichtung nach dem Tode Schiller's, welche ebenso

schon während seines Aufenthalts in Italien die Malerei zu nehmen begonnen hatte, war er nicht gefolgt. Nicht ganz, es ist wahr, konnte er sich der Wahrnehmung, ja, bis auf einen gewissen Grad, der Billigung des neuen Geistes entziehen, der die Künstler in Rom ergriff und der den beweglichen Sinn und Geschmack seiner Frau mit sich fortriß. So weit ging er, daß er bei Gelegenheit der Schiller'schen Braut von Messina dem Freunde den zweifelnden Wink gab, ob nicht doch das ausschließliche Festhalten antiker Typik zu einem Fehler werden könne, und ob nicht doch das „sogenannte Romantische,“ unbeschadet der rein antiken Kunstform eine nicht zuweisende Bereicherung für die Kunst sein dürfte. Aber freilich: was die deutsche romantische Dichtung producirt, war wenig geeignet, ihn weiter zu bekehren. Nur stärker vielmehr warf er sich, angesichts dessen, was die Schlegel und Tieck, die Arnim und Brentano, die Kleist und Schenkendorf zu Tage förderten, auf die Alten und auf diejenigen zurück, die den Geist der Alten in ihren Werken hatten wiedererstehen lassen. Gegen Schiller's Schwägerin schüttete er über diesen Punkt im Jahre 1813 sein ganzes Herz aus. Wohl könne man den Diabolen der Göthe-Schiller'schen Doppelherrschaft vielerlei Trefflichkeit nicht absprechen: allein die wahren Elemente des innerlich Schönen, die Freiheit und Anmuth des Gemüthes gehe ihnen dennoch ab oder finde sich wenigstens nicht rein in ihnen. In wunderfamen religiösen und Vaterlands-Begriffen befangen, seien sie eckig und schroff, und dies gehe auf ihre Productionen über. Er sei ihnen darum nicht abgeneigt, er lebe mit ihnen, er versuche es, in ihre Ideen einzugehn: — sich ihnen wirklich zu öffnen, sei ihm unmöglich.

Sollte es, so viele Jahre später, ihm möglicher geworden sein? War zu erwarten, daß er im Alter sich zu einer Denkweise hinüberwenden werde, mit der er nicht blos den Ueberzeugungen, sondern auch den Freunden seiner Jugend abtrünnig geworden wäre? Durch Alles vielmehr, womit er sich beschäftigte und innerlich umgab, verfestigte er sich nur mehr, und zwar bis zur Einseitigkeit und bis zum Vorurtheil, in der Liebe zu dem, was er ehemals geliebt hatte. Es war erklärlich, durch den Zusammenhang mit einem persönlichen Verhältniß erklärlich, daß er mit Bewunderung von jenem unglücklichen Nachwerk sprach, mit dem sich Göthe in seinen alten Tagen

herumquälte.¹⁾ Aber dieselbe Einseitigkeit wird in den Berichten des Kunstvereins bemerklich. Diejenigen gerade, welche in dem Directorium und dem Künstlerauschuß dieses Vereins den Ton angaben, theilten mit Humboldt die Vorliebe für die Antike. Nur zu sehr erinnern die ersten Preisausreibungen an die, welche einst Göthe in den Propyläen befürwortet hatte. Die Vorwürfe sind antik, und antik sollen sie behandelt werden. Der Berichterstatter wird warm, so oft er die Alten, und parteiisch, so oft er einen andern Künstler zu loben hat, der mit Erfolg sich den Geist und Stil der Antike zu eigen gemacht hat. Und anders doch fühlte und urtheilte das Publicum. Die Epoche der ausschließlichen Verehrung des Klassischen war vorüber. Ein Künstler wie Lessing zeigte durch die glückliche Wahl seiner Stoffe, daß die Kunst nur dann eine wirklich lebendige Wirkung zu üben im Stande ist, wenn sie aus einem der Gegenwart näher liegenden Leben schöpft und Gefühle oder Erinnerungen wachruft, die sich freiwillig aus der nationalen Empfindungsweise entwickeln. Das Publicum sah lieber eine Scene aus der vaterländischen Geschichte oder aus dem alltäglichen häuslichen Leben, als einen Gegenstand der alten Mythologie, ein Stück Homer oder Ovid dargestellt; es erfreute sich an den Gestalten der Huz und Luther, es blieb kalt bei der Befreiung der Andromeda nach der Beschreibung des Philostratos. Diese Divergenz des öffentlichen Geschmacks von den Tendenzen der leitenden Autoritäten machte sich denn auch bald genug fühlbar. Auch Humboldt fühlte sie. Und nun wieder zeigte sich, wie er bei aller Entschiedenheit der Ueberzeugung tolerant und elastisch sei. Wenn nun der Verein dazu fortging, den vorgeschlagenen Stoffen aus dem griechischen Alterthum solche hinzuzufügen, die dem alten Testament oder dem romantischen Epos der Italiäner entnommen waren, so erkannte Humboldt vollkommen die Berechtigung auch dieser Vorwürfe an, ja er machte sich selbst zum Interpreten des Geschmacks, den das Publicum an modern-historischen oder an Genrebildern fand. Wie sollte er, der in den unbeholfenen

1) An Caroline v. Wolzogen 21. December 1826: „Ich habe Göthe's Helena gelesen. Es ließe sich vielleicht darüber sprechen, schreiben nicht. Aber das Ganze und Einzelne sind bewundernswürdig. Etwas eigenthümlich Neues, von dem man noch keine Idee hat, für das man keine Regel und kein Gesetz kennt, das aber sich im höchsten poetischen Leben fortbewegt.“

Idiomen der Südseeinsulaner dieselbe Schöpferkraft des menschlichen Geistes achtete, die in dem Wohlklang und in der Weisheit der Sprache Homer's und Platon's waltete, — wie sollte er den Punkt verfehlen, von dem aus das Geistesleben der neuen sich ebenbürtig neben das der alten Welt stellt? Er besaß in dem Gedanken der Einheit alles Menschlichen längst diesen Punkt. An der Gegenwart Roms war ihm dieser Gedanke anschaulich: er war ihm mehr als anschaulich durch etwas Anderes geworden. Denn selbst zwar gehörte er mit seiner Empfindung durchaus der einfachen Schönheit und Klarheit des Alterthums an: seine Frau war, bei aller Eingeweihtheit in den Geist des Klassischen, nicht minder von allem Romantischen gereizt; sie theilte mit ihm den Sinn für Gestalt und Rhythmus, sie besaß zugleich, was ihm abging, den Sinn für Ton und Farbe. Von einem Gemüth also, dessen Reichthum in sich aufzunehmen sein höchster Genuß, sein eigentliches Leben war, sah er beide Welten mit gleichgetheilter Liebe umfaßt: — unmöglich, daß er ungerecht und absprechend gegen den Gehalt und die ästhetische Bedeutung des Modernen hätte auftreten können. Von Neuem ließ er sich darüber aus wie in jenem Brief über Schiller's Braut von Messina. Der Lauf der Jahrhunderte habe Gedanken und Gefühle entwickelt, welche den früheren fremd gewesen. Der geniale Künstler wisse das Große jeder Zeit sich zu eigen zu machen und es in das Reich des Schönen hinüberzuziehn. Damit nicht genug. Einen Zuwachs sei die Kunst als solche der neueren Zeit schuldig: die Entwicklung dessen, was gestaltlos durch bloße Nuancirung und Gradation auf die Einbildungskraft zu wirken und also unvermittelt die Empfindung zu berühren vermöge. Hierin allein bewege sich die in ihrer höheren Bedeutung ganz der neueren Zeit angehörende Musik; hierauf beruhe die Wirkung der dem Alterthum gleichfalls unbekanntem Farbenbehandlung, welche die Malerei recht eigentlich zu einer modernen Kunst gemacht habe; in eben dies Gebiet falle ferner unsre ganze religiöse Kunst, und in ihm endlich habe Alles, was man mit einem Worte romantisch nenne, seine Wurzel geschlagen.

So weit — und eben so weit nur erstreckt sich seine Anerkennung modernen Wesens. Denn im Grunde wieder spricht er sie doch nur aus, um desto beflissener hervorzuheben, wie darum nicht weniger die reine Form der Kunst ewig dem Alterthum zu entneh-

men sei. Mit Strenge, fordert er, müsse alles dasjenige Moderne zurückgewiesen werden, was dem einfachen, naturwahren und rein künstlerischen Sinn des Alterthums widerstrebe. Er belehrt sein Publicum, wie biblische Gegenstände darum nicht an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, romantische nicht an Kühnheit und Fülle der Einbildungskraft zu verlieren brauchten, wenn der Künstler sich an die ernstesten Forderungen der Antike, an Correctheit, Wahrheit und Grazie der Gestalt halte. Er spricht sein letztes Wort, indem er auf die gemeinsame Quelle des antiken und modernen Geistes hinweist und von da einen Ausblick auf die nicht bloß in der Kunst zu realisirende Vereinigung des einen mit dem andern nimmt. Dem ihren Gipfel, sagt er, „erreichte die Malerei erst, als in Raphael's Werken der Geist seiner Zeit vom Geiste des Alterthums durchdrungen ward, und der große Gegensatz, der, innerlich aus der menschlichen Brust entquollen, die Weltgeschichte sichtbar in zwei Hälften spaltet, sich wenigstens in der Kunst, die immer dem Leben symbolisch vorausleitet, in harmonische Einheit zusammenschloß.“

Nur unerheblich, augenscheinlich, ist durch dieses sicher begrenzte und scharf abschneidende Geltenlassen des Modernen seine alte Ueberzeugung alterirt. In der Hauptsache bleibt er bei dem, was ihm von altersher geläufig ist: das eigentliche Wesen der Kunst erklärt er durch das Griechische, das eigentliche Wesen des Griechischen erklärt er durch die Kunst. Gerade hierin jedoch, in der Art und Weise, wie er diese Wechselbegriffe auf einander bezieht und an einander probirt, gerade in dem Hauptpunkt mithin seiner ästhetischen Einsichten ist ein Fortschritt, ist, genauer zu reden, eine Vertiefung bemerklich. Nicht als ob er irgend die Theorie verlassen hätte, die er einst so umständlich in dem Commentar zu dem Göthe'schen Gedicht auseinandergesetzt hatte. Noch immer besteht ihm das Geschäft der Kunst in der idealisirenden Nachbildung der Wirklichkeit; noch immer lehrt er, wie die Einbildungskraft die wunderbare Fähigkeit besitze, der Wirklichkeit treu zu bleiben und doch deren Bedingtheit und Endlichkeit zu tilgen; noch immer erklärt er das künstlerische Vermögen als die Macht, durch die Einbildungskraft die Einbildungskraft zu entzünden. Nichts von alle dem nimmt er zurück. Wohl aber fügt er etwas hinzu, wodurch jenes „Fortrücken in Ideen“ bestätigt wird, dessen er sich in diesen späteren Jahren selbst bewußt ist.

Und zwar hält die Vertiefung seiner Ansicht, von welcher wir reden, gleichen Schritt mit dem volleren Einblick, den wir ihn in den Charakter der griechischen Nationalität gewinnen sahen. Am Leitfaden der Spracherkenntniß hatte er hierfür eine tiefere Formel gefunden. Eben jener Leitfaden und eben diese Formel erweist sich nun für seine ästhetische Einsicht fruchtbar. Er hatte sich häufig der Analogie der Kunst bedient, um sich des Wesens der Sprache zu bemächtigen. In gleicher Weise wirkt nun rückwärts das Wesen der Sprache Licht auf das Wesen der Kunst, wenn er von dem Künstler sagt, daß er die Kunst „wie eine Sprache zu behandeln wisse, in welche die ganze Natur eingehen kann, aber aus der sie immer schöner und klarer wieder hervortritt.“ Wahr freilich: es ist dies zunächst nur ein geistvolles Gleichniß. Der Sinn desselben jedoch führt weiter; er führt auf eine Auffassung der Kunst, welche genau mit der neugewonnenen Formulirung des Charakters des Griechenthums in Eins fällt. Was die Griechen zu Meistern in der Darstellung des Schönen machte, bestand darin, daß sie in aller individuellen Erscheinung auf die Ergreifung des Begriffs oder des reinen Charakters gingen. Gerade dasselbe wird nunmehr der Kunst als solcher vindicirt und ihre Definition damit über die subjectivere Fassung hinausgehoben, die ihr in den „ästhetischen Versuchen“ anhaftete. Das Thun des Künstlers, ehemals ausschließlich durch die Berufung auf die wunderbare Macht der Einbildungskraft erklärt, erhält jetzt eine objectivere Unterlage. Wodurch nämlich wird der Einbildungskraft diese Idealisierung der Natur möglich? Wie löst sich objectiv der scheinbare Widerspruch daß die Kunst nur innerhalb der Natur lebt und webt, und der Künstler doch sich den Schranken der Wirklichkeit entheben soll? In der Sache selbst liegt die Möglichkeit dazu. Was der Künstler wiedergiebt, ist der Begriff und der reine Charakter; eben dieser Begriff und Charakter aber ist der Kern der Natur selbst. Es ist „ihr eigenstes Inneres,“ was jener ergreift und bildend an's Licht stellt. Gelöst daher wird jener scheinbare Widerspruch durch das dem Künstler eigenthümliche Studium der Natur. Es ist dies dasselbe Studium, auf das sich die Griechen so meisterhaft verstanden. Wie ihr Verfahren durchweg, so ist das Verfahren des Künstlers. Dasselbe geht von innen nach außen, vom Unsichtbaren zum Sichtbaren. Der Künstler „leht

der Natur nicht subjective, aus leerer Einbildungskraft entlehnte Verhältnisse; aber in ihr selbst findet er immer etwas Andres und Höheres, als was von ihr unmittelbar und ohne mit seinem Auge angesehen zu werden, in der Wirklichkeit erscheint.“ Er forscht nach dem Begriff der Erscheinung, — nicht nach dem abstracten, sondern nach dem concreten Begriff, er forscht so nach ihm und er findet ihn so, wie sich derselbe auf die Erscheinung bezieht.

In dieser Auffassung, man sieht es, ist in der möglich tiefsten Weise das Griechenthum mit dem Aestheticismus des Mannes und Beides wieder mit dem, was sein Interesse an der Sprachforschung ausmacht, zur Deckung gebracht. Der wachsende Einklang seines ganzen Ideenlebens erscheint noch voller, wenn man wahrnimmt, wie eben damit auch jener ihm eigne Ueberschuß idealistischer Neigung zugleich befriedigt und zugleich getilgt, weil in's Realistische zurückgebogen, ist, — wenn man wahrnimmt, wie er auch nun erst bewußt und klar seine „Deutschesheit“ mit seiner Kunst- und Alterthumsiebe in Harmonie zu setzen im Stande ist. Nichts Anderes nämlich als der deutsche Idealismus gerade, verbunden mit der deutschen Empfänglichkeit, macht unsre Nation — so bemerkt er — zum Erkennen, zur Würdigung und zur Reproduction des klassischen Geistes, macht sie zu dem Höchsten in Kunst und Dichtung fähig. Wiederum von der Sprache aus blickt er dabei in das Wesen deutscher Eigenthümlichkeit. Was diese Sprache auszeichnet, ist „reine Objectivität, philosophische Auffassung und tiefe Innerlichkeit des Ausdrucks.“ Wie die Sprache, so die Nation. „Es ist,“ sagt er, „eine Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, von jeder Seite aus die Tiefe des Begriffs jedes Wesens zu ergründen und jedes in seiner ursprünglichen Beschaffenheit aufzufassen,“ und es ist eine andere Eigenthümlichkeit dieses Geistes, „von den äußeren Erscheinungen auf ihre inneren Gründe zurückzugehen, und beide sich von einander durchdringen zu denken.“ Darin, in dieser mit dem griechischen Geiste sich nahe berührenden Eigenthümlichkeit habe für uns Deutsche die Möglichkeit einer volleren und richtigeren Auffassung der einfachen Größe des Alterthums gelegen. Darin die Möglichkeit jenes eigenthümlichen auf das Innere der Natur hingehenden Naturstudiums. Darin mithin die Möglichkeit jener echten, „ganz der Natur angehörenden und eben darum am meisten idealischen Kunst.“

Der Zusammenklang indeß aller dieser sich gegenseitig tragenden, flüchtig und freiwillig in einander übergehenden Ideen kommt nirgends schöner zum Vorschein, als in der Charakteristik eines Mannes, der in der That durch sein eignes Wesen sich zum Träger derselben herleihen konnte. Brieflich und persönlich stand Humboldt fortwährend mit dem Altmeister Göthe in Verkehr. Wiederholt hatte er ihn in den zwanziger Jahren in Weimar besucht; er hatte namentlich im December 1826 sich an seinem Gespräch und Umgang erfreut und ihn lebendiger, freundschaftlicher mittheilender als jemals gefunden.¹⁾ Noch immer waren die Schätze nicht erschöpft, aus denen der Dichter der Nation so viel Köstliches schon gespendet hatte. Im Jahr 1829 veröffentlichte er den letzten Theil seiner Italiänischen Reise; derselbe enthielt die Schilderung seines zweiten längeren Aufenthalts in Rom. Man dankt es der Aufforderung Barnhagen's an Humboldt, daß dieser die Besprechung des neuen Werkes in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik übernahm.²⁾ So entstand eine Schilderung der römischen Existenz, wie diese Humboldt selbst empfunden, aber so entstand zugleich eine unübertreffliche Schilderung der dichterischen Eigenthümlichkeit Göthe's. Von allen Seiten mündet dieselbe in jenen Ideenkreis ein, den wir nur eben aus den Berichten des Kunstvereins dargestellt haben; wie diese ist sie in jeder Weise eine Vertiefung des ehemals in der Schrift über Hermann und Dorothea Vorgebrachten. Denn abgewiesen wird nun zwar jede Vergleichung Göthe's sowohl mit den Alten wie mit den Modernen; nur mit sich selbst sei Göthe vergleichbar. Allein abgewiesen doch nur, um seinen Zusammenhang mit beiden aus demselben tiefsten Gesichtspunkt heraus zu begreifen, wo das Wesen der Kunst mit dem Wesen des Alterthums, und diese wieder mit dem Ernst, der Gründlichkeit und Innerlichkeit des deutschen Geistes in engster Berührung erscheinen. Denn mit Recht wird nun eben dasjenige Göthe vindicirt, was für alle jene Erscheinungen das gemeinsame Band ausmacht, — eben dasjenige, müssen wir hinzufügen,

1) An Caroline von Wolzogen, a. a. D. S. 33; an Stein, bei Perz VI. 356.

2) An Barnhagen, bei Dorow, Denkschriften und Briefe III. S. 4 u. 6. Den Aufsatz selbst haben wir bereits oben S. 217. Anmerkung nachgewiesen.

Saym, W. v. Humboldt.

was sich in Humboldt selbst bewegte und was die Grundlage seiner eignen wissenschaftlichen Methode war, wie er sie in dem Aufsatz über die Geschichtschreibung beschrieb und dann beständig bei seinen Sprachuntersuchungen geübt hatte. Zuerst nämlich und vor Allem: durchaus identisch, dem Princip nach identisch war der Dichtungs- und Kunsttrieb in Göthe mit seinem Drang, dem inneren Wesen und den Bildungsgesetzen der Natur nachzuforschen. Nichts anderes ist das Geschäft des Künstlers, als das Auffuchen „der Gestalt in der Gestalt“ oder das Begreifen der Gestalt aus ihrem eignen Mittelpunkte. Auf dieser breiten Basis aber ruht auch in Göthe's Dichtungen geradezu Alles. „Ueberall ist ein festgegliederter Bau, jede Gestalt bewegt sich, wie aus ihrem Wesen hervor, ist erst wahr, ehe sie Anspruch darauf macht, schön zu sein.“ Und dazu nun, neben dieser „Wahrnehmung und Darstellung voll ewiger Naturwahrheit,“ das scheinbar Entgegengesetzte: — „der innere leidenschaftliche Drang der Seele, die Mächte des Busens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen scheinen, die Welt der Gedanken und Empfindungen!“ Denn erst in der Verknüpfung dieser beiden Elemente vollendet sich die Göthe'sche Dichtereigenthümlichkeit. Mit ungemein glücklichem Ausdruck faßt Humboldt den Eindruck derselben zusammen: „das bewegteste und bewegendste Gemüth tritt poetisch in die Form der sinnvollsten, sich sonnenklar darlegenden Anschauung.“

Nur wenig hatte Humboldt dieser Charakteristik Göthe's hinzuzufügen, als er am 1. Mai 1832, wenige Wochen nach des Dichters Tode, seinen Jahresbericht im Verein der Kunstfreunde mit Worten der Erinnerung an den großen Dahingeshiedenen beschloß. Was er bei dieser Gelegenheit mehr sagte, galt nicht sowohl dem Dichter, als der „großen und einzigen Persönlichkeit“ des Mannes und dem Einfluß, welchen derselbe durch sein Dasein und Wirken überhaupt auf die Zeitgenossen geübt habe. Er hob hervor, wie es gerade der innerste Charakter der Nation sei, auf welchen Göthe's Individualität zu wirken bestimmt gewesen sei. — Er knüpfte dabei — wie hätte er anders gekonnt? — an die Sprache an, „welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Individualität verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete.“ Er schilderte sofort mit den bezeichnendsten Worten das Ganze des Göthe'schen Seins und Wirkens, um zuletzt, ohne Mühe, auf den künstlerischen Cha-

rakter und auf dasjenige zu sprechen zu kommen, was vor Allem, mittelbar und unmittelbar, die Kunst dem unvergeßlichen Manne verdanke.

Wie sich aber diese Betrachtungen über Göthe natürlich dem übrigen Ideenkreise Humboldt's anschlossen, so nicht minder die über den zweiten unsrer Dichter. Unmittelbar vor dem Aufsatz über Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, im Frühling des Jahres 1830, schrieb er die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller. Wir kennen hinlänglich den Inhalt dieser Vorerinnerung. Bezeichnend für die gegenwärtige Reise seines Wesens und seiner Ueberzeugungen ist nur dies, wie er jetzt mehr und freier als je auch die zusammenstimmende Verschiedenheit der beiden Dichterindividualitäten zu würdigen vermochte. Indem er den überschießenden Idealismus seiner Natur in seiner nunmehrigen Auffassung des Wesens der Kunst und des Alterthums, gleichsam durch eine List, neutralisirt hatte, war es ihm ein Leichtes, sich mit gleicher Sympathie jetzt zu dem am meisten realistischen, jetzt zu dem am meisten idealistischen Dichter zu wenden. Er hatte ehemals, in jenem ganz der Göthe'schen Dichtung gewidmeten Buche, nur durch eine künstliche und gezwungene Unterscheidung die Ehren Schiller's mit denen Göthe's zu vereinigen gewußt. Er braucht jetzt nur von den ineinanderpassenden Fäden seines Ideengewebes entweder die einen oder die anderen ein wenig stärker anzuziehen, um mit gleichem Glanze bald das Bild des einen, bald das des andern Dichters erscheinen zu lassen. Wenn ja noch ein Unterschied hervortritt, so ist es der, daß er bewundernder vor dem Bilde Göthe's, theilnehmender, hingebender und gerührter vor dem Bilde Schiller's steht. Denn die natürlichere Stimmung der Saiten seines Innern bleibt doch die, welche er mit dem Letzteren gemein hat, — diejenige, bei welcher die idealistischen Klänge vor den übrigen vorgehört werden. Nur Schiller's Charakteristik gestattet ihm ja, auf jene übermäßig von ihm bewunderte Verknüpfung von Poesie und Philosophie in der indischen Literatur zurückzukommen. Nur von der Darlegung der Schiller'schen Ideen kann er ganz ohne Sprung auf das große Thema hinüberlenken, das — wie beklagt er es! — erst nach der Zeit seines Umgangs mit dem Dichterphilosophen zum Herzpunkt aller seiner Studien und seines Nachdenkens geworden war. Nur diese Vorerinnerung endlich

giebt ihm Gelegenheit, ja sie nöthigt ihn, der Philosophie Kant's jenes größten aller Denker zu erwähnen, dem er von Jugend auf sich verpflichtet fühlte und mit dessen Lehre sein eigenes Gedankensystem nach allen Seiten hin in Zusammenhang stand.

Ein schöneres Denkmal als diese in die „Vorerinnerung“ verflochtene Lobrede konnte Kant nicht gesetzt werden. Nirgends ist das philosophische Unternehmen desselben und nirgends sein philosophisches Genie mit so reiner und unbedingter und zugleich so gerechter Anerkennung hervorgehoben worden. Vielleicht jedoch geschah es nicht ohne Absicht, daß gerade jetzt auf das Unvergängliche in dieser Philosophie hingewiesen wurde, daß Kant's Werk als das größte gerühmt wurde, welches je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu verdanken gehabt habe, daß mit Nachdruck von der mit hoher Freiheit verbundenen Universalität seines Geistes, mit Vorliebe von der Verbindung geredet wurde, in welcher Tiefe und Schärfe des Denkens bei ihm mit Größe und Macht der Phantasie gestanden habe. Es geschah dies zu einer Zeit, in welcher der unumgängliche Ausdruck der Hochachtung vor dem Patriarchen der deutschen Speculation fast immer einen Beigeschmack mitleidiger Geringschätzung mit sich führte; es geschah zur Zeit der Blüthe und der beginnenden Alleinherrschaft des Hegel'schen Systems.

Hier wieder, wie auf dem Gebiete der Poesie die Richtung der Romantiker, war eine Erscheinung, welche Humboldt sich zu assimiliren außer Stande war. In diesen zwei Punkten offenbar war die Strömung des Zeitgeistes über ihn hinweg-, oder, richtiger zu reden, neben ihm vorübergegangen. Gegen den modernen Aristotelismus insbesondere, wie seltsam es auf den ersten Anblick erscheinen mag, mußte sich nicht weniger als Alles in ihm sträuben. Und seltsamer noch: der letzte Grund dieses Sträubens lag unzweifelhaft gerade in demjenigen, wovon man glauben könnte, daß es ihn zum Eingehen auf das neue Gedankengebäude hätte einladen müssen. Eine Philosophie zwar, wie Humboldt sie einst in der Recension von Jacobi's Woldemar in Sicht genommen hatte, eine auf Kant'scher Basis mit dem ästhetischen Sinne der Alten durchgeführte Ergründung der Totalität des menschlichen Wesens, — eine solche Philosophie hatte er selbst nicht aufgerichtet. Dennoch lebte und webte, dachte und empfand er aus dem Geiste einer so beschaffenen Philosophie heraus. Sein ganzes Wesen — die Zeugnisse dafür werden

sich mehren — ruhte sicher und glücklich auf dem beständig erstrebten Einklang seines individuellen Seins mit dem kosmischen Ganzen der Natur. Aus ganz verwandten Motiven entsprungen, hatte auch das Hegel'sche System einen ganz verwandten Sinn. Es war aus dem Kant'schen Criticismus unter dem Einfluß des griechischen Alterthums und der in unseren klassischen Dichtern neu erwachten ästhetischen Anschauung hervorgegangen. Es ging in seinem ersten Wurf und in seinem letzten Zweck auf nichts Anderes, als auf die ästhetische und zugleich kritisch durchgeführte Versöhnung des Ich und des All. Um es kurz zu sagen: diese Philosophie war in der Form reiner Begriffsausführung eben das, was als lebendiges System die Individualität Humboldt's ausmachte. Und hierin gerade lag der unermessliche Unterschied und die Unmöglichkeit der Verständigung. Der Versuch nämlich, das Denken selbst zu ästhetisiren, konnte Humboldt nur als eine verwegene, ja als eine rohe und geschmacklose Verletzung sowohl des Rechtes des Gedankens wie der individuellen und lebendigen Wahrheit des Schönen erscheinen. Ihm realisirten sich die Ideen, die er mit Kant für unmeßbar durch den Gedanken erklärte, durch die zu dem Gedanken hinzutretende Energie des individuellen Gefühls und der Einbildungskraft; jenes „Letzte der Verknüpfung,“ die Idee des Absoluten und des Weltganzen, erfordere — so sagt er in einer prächtigen Stelle der Briefe an eine Freundin¹⁾ — ebenso ein Ganzes der Seelenstimmungen und folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Um eines Himmels Weite liegt diese Ansicht von dem Beginnen Hegel's ab. Denn dem Gedanken, und dem Gedanken allein vertraute dieser den ganzen Schatz der Ideenwelt an. Auf die dünne Fläche des Begriffs trug er jene Totalanschauung der Welt als eines Kosmos hinüber, die ursprünglich nur durch einen ästhetischen Act hatte ins Bewußtsein treten können. Wie hätte denn diese Gewaltthatigkeit, die sich im Verlaufe des Un-

1) II. 202. Gerade die Briefe an eine Freundin — wie mit Recht Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert (I. 27. zweite Auflage) hervorhebt — zeigen mehr als sonst etwas, wie tief Humboldt in Kant'schen Anschauungen lebte. Man vergleiche nur z. B. außer der angeführten Auseinandersetzung über den Begriff der Ideen die vollkommen Kant'sche Lösung der Antinomie zwischen Freiheit und Naturmechanismus I. 191. — unzähliger anderer Stellen zu geschweigen.

ternehmens durch die List verstärkt, nicht gleich sehr das ästhetische Gefühl Humboldt's wie seine intellectuelle Gewissenhaftigkeit abstoßen sollen? Wie hätte ihm nicht grauen sollen vor der Dreistigkeit und Rücksichtslosigkeit dieser Dialektik, die nur dadurch bestand, daß sie jede andre zur Ergreifung der Wahrheit mitwirkende Gemüthsthätigkeit vernichtete? Nichts, was seiner ganzen Natur mehr hätte widersprechen müssen, als der mit Zuversicht durchgeführte Versuch, durch bloßes Raisonnement ein System, eine lückenlose und erschöpfende Construction aller Dinge des Himmels und der Erde zu schaffen. Hier mußte er gleich sehr die Zartheit wie die Freiheit des Geistes, — er mußte alles dasjenige vermissen, wodurch die Kant'sche Philosophie ihm so ehrwürdig war. Es kam hinzu, daß die Form, in welcher Hegel seine Gedanken vortrug, schroff, anmuthslos, unbeholfen war. In seiner Sprache spiegelte sich die Gewaltthätigkeit seines geistigen Verfahrens. Es sei, sagte Humboldt, ¹⁾ „als ob die Sprache bei ihm nicht durchgedrungen wäre;“ auch wo er ganz gewöhnliche Dinge behandle, sei er nichts weniger als leicht und edel. Und nun hatte Humboldt gar an einem ihn sehr nahe angehenden Gegenstande die Erfahrung gemacht, wie ohne Umstände der Apriorismus dieser Philosophie überall zulangte und mit seiner eintönigen Constructionsmanier über die Dinge herfiel. Hegel hatte in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik eine lange Recension des Humboldt'schen Aufsatzes über die Bhagavad-Gita veröffentlicht und dabei allerdings mehr philosophische Dreistigkeit als historische Behutsamkeit an den Tag gelegt. Mit einem solchen Verfahren konnte sich Humboldt nimmermehr einverstanden erklären. Noch weniger mit dem äußerlichen Auftreten der neuen Lehre, welches nur zu sehr dem über Alles ausgreifenden Despotismus ihrer Dialektik glich. Es war so wie Humboldt an Genz schrieb: der absolute Idealismus machte Schule, und machte sie mit Absicht. Auch die Jahrbücher waren aus dieser propagandistischen Absicht entstanden. Gerade deshalb war Humboldt der Gesellschaft, die sie herausgab beigetreten. Gerade deshalb erinnerte er an das edlere Vorbild, welches Kant gegeben; denn Kant — so schloß er seine Lobrede auf diesen in der „Vorerinnerung“ — habe nicht sowohl Philosophie als zu philoso-

1) An Genz, 1. März 1828, Schriften von Genz, V. 298 — 299.

phiren gelehrt und weniger Gefundenes mitgetheilt, als die Fackel des eigenen Suchens angezündet.

Sowohl an dem Aufsatz über Schiller aber, wie an dem über Göthe war mehr noch sein Herz wie sein Geist theilhaftig. Die Lectüre der Italiänischen Reise brachte ihm Alles dasjenige in die Seele zurück, was er selbst während der Jahre des römischen Aufenthalts innerlich erfahren und durchlebt hatte. Die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller versetzte ihn noch lebendiger in eine in vieler Hinsicht noch interessantere Epoche seines Lebens. Schon das Erscheinen der Schiller-Göthe'schen Briefe, in denen jene Epoche sich gleichsam selbst schilderte, hatte ihm aus diesem Grunde einen unbeschreiblichen Genuß gewährt. Nur ungern zwar war er darauf an die Arbeit gegangen, auch seinen Briefwechsel mit Schiller für das Publicum zurecht zu machen. Nur das Versprechen, das er den Schiller'schen Erben gegeben hatte, vermochte ihn dazu. Er war im Ganzen gegen alles Drucken von Briefen. Unmöglich konnte er verfahren wie Göthe verfahren war. Die ganze Correspondenz mußte durchgegangen, alles dasjenige, was von bloß momentanen Beziehungen darin enthalten war, mußte getilgt, unverkürzt sollten nur die Ideen und Raisonnements mitgetheilt werden. Diese Arbeit, bei welcher das Ganze bis auf die Hälfte zusammenschmolz, kostete mehrere Monate. Aber was ihm Anfangs lästig gewesen war, wurde ihm bald zum Genuß. Je weniger er zu Menschenverkehr und Gespräch aufgelegt war, um so willkommener war ihm der Besuch des abgeschiedenen Freundes und die Erinnerung an die mit ihm durchsprochenen Nächte. Wie fesselte ihn nun das Lesen und Wiederlesen der Schiller'schen Briefe! Wie rührte ihn die in denselben sich ausprechende liebevolle Zuneigung des Freundes! Wie fühlte er von Neuem, welch' eine entschiedene Richtung die damalige Epoche seinem ganzen Sein und Leben gegeben habe! Gerade die Einsamkeit, in die er sich jetzt verschlossen hatte, war die rechte Lage für eine solche Beschäftigung. Gerade die Ferne, aus welcher die Gestalt des Freundes sich jetzt darstellte, war der reinen Auffassung und Schilderung derselben günstig. Und darum gelang ihm jetzt, was er zwanzig Jahre früher, als Körner ihn dazu anregte, nicht den Muth gehabt hatte zu versuchen. Schiller sei nur zu retten, hatte er damals geäußert, wenn man ihn mit scheulofer Wahrhaftigkeit in der ganzen Idealität seines

Wesens, in seiner vollen nicht, abzuleugnenden Größe zeige. So eben zeigte er ihn in der Vorerinnerung. Schöneres als diese und den damit zusammenhängenden Aufsatz über Göthe hat er nicht geschrieben. Nur in seiner Einsamkeit, sagte sein Bruder, habe er die erstere so schreiben können wie sie sei. Er selbst gab diesem Urtheil des Bruders Recht. „Die Stimmung,“ schreibt er an Schiller's Schwägerin, welche gleichzeitig mit der Aufzeichnung ihrer Erinnerungen an den Dichter beschäftigt war, — „die Stimmung, die mich zu dieser Einsamkeit führt, die unaussprechliche Wehmuth und dann doch der stille Friede öffnen mir das Gemüth auf eine wunderbare Weise. Was daraus hervorgeht, muß wenigstens das Gepräge tiefer innerer Wahrheit an sich tragen.“¹⁾

Die Erinnerung aber an die mit Schiller verlebte Zeit verschlang sich eng mit noch anderen Erinnerungen. Humboldt schrieb jenes Vorwort zu dem Briefwechsel gerade in den Wochen, in denen er, ein Jahr zuvor, zwischen Furcht und Hoffnung an dem Krankenlager seiner Vi zugebracht hatte. Sie war es, die ihn eigentlich in den Schiller'schen Kreis eingeführt hatte. Ihr Bild vor allen anderen trat ihm aus diesem Kreise immer wieder und überall entgegen. Und dies Bild gerade suchte, an diesem Bilde hing seine ganze Seele. Mit ihr sich zu beschäftigen, mit ihr fortzuleben, war die Summe seiner Wünsche. Aehnlich wie für die Lebende hatte er für die Todte Sorge getragen. Im Garten zu Tegel hatte sie begraben sein wollen. Sie hatte den Fleck bezeichnet, wo sie zu ruhen wünsche; dort, wo eine Eiche unter dunklen Tannen steht, und von wo man „das Haus sehe.“ Hier daher hatte er ihr eine Grabstätte einrichten lassen. Bald erhob sich neben derselben auf hohem Postamente eine schlanke Granitsäule; auf die Säule kam eine Statue der Hoffnung, ein Werk Thorwaldsen's, das die Verstorbene selbst vor vielen Jahren in Rom bei dem Künstler bestellt hatte; ein eisernes Gitter umschloß das Ganze. Während diese Einrichtungen und die Pflanzungen um das Grabmal Humboldt beschäftigten, war ihm durch die Hand eines andern Künstlers die Freude geworden,

1) Den 27. October 1830, Nachlaß II. 58. Vgl. außerdem über die Herausgabe des Briefwechsels ebendas. S. 55. und an Charlotte 2. Aug. 1832, Briefe a. e. F. II. 174.

ein treues Bild von den Zügen der Geliebten zu erhalten. Wach hatte es versucht, sie aus der Erinnerung zu zeichnen, und es war ihm wunderbar gelungen. Ein köstlicheres und lebendigeres Andenken indeß besaß Humboldt in dem fast vollständig erhaltenen Briefwechsel mit seiner Frau. Diese Briefe reichten bis in die Zeit vor ihrer Verheirathung zurück, und die ihrigen schilderten besser als es sonst etwas vermocht hätte, die Eigenthümlichkeit ihres Wesens, ihre innere Entwicklung, ihr Verhältniß zu dem Ueberlebenden. Sie waren diesem wie Reliquien einer Heiligen. Er las und las wieder in ihnen; er ordnete sie, erst im Ganzen nach Jahrgängen, dann im Einzelnen. Täglich, alle die Jahre hindurch, die er noch allein zu leben hatte, kehrte er in den ersten Morgenstunden zu dieser Beschäftigung zurück. Es waren ihm die süßesten Stunden des Tages. Was er sich da in die Seele gelesen, — Erinnerung an die Vergangenheit und eine unendliche Sehnsucht nach dem Unwiederbringlichen, begleitete ihn dann den Rest des Tages. Er schloß den Tag mit einer Wallfahrt zu ihrem Grabe. Auch dann, auch wenn er nun bis tief in die Nacht an seinen Arbeiten hing, — auch dann wich das Gefühl ihrer Nähe nicht von ihm. Erhob es ihn doch in dasselbe Element, dem seine Ideen und Studien zustrebten; kamen doch diese wiederum der Erinnerung an sie auf halbem Wege entgegen! Zu Einem schloß sich Alles zusammen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war nun in noch anderer Weise als früher zu einem nie und nirgends versagenden „Behikel“ geworden. Es schlossen sich, nach seinem eignen Ausdruck, auch alle Andenken an dieselbe an, die ihm das Leben und die Vergangenheit theuer machten. Seine Erinnerungen, ebenso, liehen sich willig zum Behikel für all' sein Sinnen und Arbeiten her. Sie zogen ihn im Ganzen über das Irdische hinaus und „in ein reineres, freier athmendes Leben empor.“ Denn „aller Friede,“ gesteht er, „jede geheime und süße Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärtsdenken kommt mir noch immer von ihr, und wird mir bis zum Grabe von ihr kommen.“¹⁾

1) Ueber die Briefe seiner Frau vergl. an Caroline von Wolzogen a. a. D. S. 58. 62. 67 ff. 71 ff. Auf den Briefen an die Wolzogen und denen an Charlotte beruht auch übrigens der obige Text.

Für ein Gemüth, welches so gegen die Welt gestellt und so in sich gestimmt war, gab es offenbar nur noch Eine vollkommen anpassende Form. Zu dichterischer Production hatte sich Humboldt auch früher zu wiederholten Malen, und zwar allemal dann gewandt, wenn er sich am glücklichsten und wenn er den Einklang seines Wesens am reinsten empfand. Nie war dieser Einklang vollkommener und nie sein inneres Glück gesicherter gewesen, als jetzt, da es im Elemente der Wehmuth stand. Seine poetischen Versuche waren nie die Ausbrüche einer mächtig bewegten Phantasie oder drangvoller Leidenschaft gewesen; sie waren still und unscheinbar dem Boden sanfter Empfindung entsprossen. Einem solchen Dichtungsbedürfniß konnte das Alter keinen Eintrag thun: im Gegentheil, die dichterische Kraft wuchs in diesem Manne mit jedem Schritt, den er dem Grabe näher rückte. Den Kern seiner Dichtungen hatten zu jeder Zeit Ideen ausgemacht: — einzig auf die Erzeugung von Ideen, auf das Wechselspiel von Gefühlen und Gedanken arbeiteten jetzt alle seine Lebenskräfte hin. Der Mangel seiner Dichtungen war stets der gewesen, daß er zu wenig von dem Stoff des Lebens und der Wirklichkeit in sie zu verweben verstanden hatte: — Leben und Wirklichkeit hatten jetzt, in Vergangenheit umgewandelt, ihre Schwere verloren; die idealisirende Erinnerung kam jetzt auf halbem Wege der dichterischen Phantasie entgegen. Am willigsten endlich naht die Muse den Liebenden; wie mancher Jüngling, dem ein Lied an die Geliebte, und niemals ein zweites gelang! Wo war ein Liebender, der tiefer und inniger geliebt hätte? Was war alles Feuer einer ersten jugendlichen Neigung im Vergleich zu der Inbrunst, mit welcher Humboldt über das Grab hinaus an derjenigen hing, die das Glück seines Lebens gewesen war?

Aus Allem daher, und zwischen Allem, was er trieb und dachte, was sich in ihm regte und was ihn umgab, wuchs eine unendliche Saat der Dichtung empor. Nach seinem eignen schönen Vergleich: den Schwänen gleich, die erst im Angesicht des Todes „des Busens Fülle erschließen“ und singend in die Lüfte senden „nur was gereift das Leben aufgesammelt,“ — so heftete er nun, und nun erst, alle die Bilder, Ideen und Erinnerungen, die er durch ein langes Leben still in sich fortgesponnen hatte, in unzähligen Liedern fest. Jeder Tag trug ein Sonett. Unge sucht und ohne Absicht begegnen ihm

unaufhörlich „des Gesanges Weisen;“ wie Träume, die die Phantasie zusammenweht, schlingen sich von selbst die Reime zusammen; er dichtet, weil er dichten muß. Was unwillkürlich der Brust entspringt und im Entstehen nur kaum von dem Innern sich löst, ist natürlich auch nur bestimmt, in die eigne Empfindung wiederzurückzuklingen. Er dichte, sagen die Sonette selbst, nicht für fernhin künft'ge Zeiten; er allein doch könne den Sinn enträthseln, der oft in seines Liebes Worten tief verborgen liege. Vielleicht zwar möge freundliches Gefallen eine kleine Anzahl retten, — eine Erinnerung für diejenigen, die nach seinem Laut verlangen; alsdann:

„Wie Stimme aus dem Grabe wird erschallen
 Bald diese leichtgeschlungne Lieberkette
 In Tagesseil' geborener Sonette,
 Verborgnen den vor mir Entschlafnen allen.“

Mit dem tiefsten Geheimniß deshalb umgab er diese ganze Production. Sie fällt ausschließlich in die Zeit von Ausgang des Jahres 1831 bis wenige Wochen vor seinem Tode. Aus dem Gedächtniß dictirte er die Sonette, wie sie am Tage entstanden waren, bisweilen in später Nacht, seinem vertrauten Secretär in die Feder. Jedes Hundert wurde abgefordert und dann erst einer flüchtigen Correctur unterworfen. Nicht eher als nach seinem Tode wurde das Kästchen, in welchem sie aufbewahrt waren, durch jenen Vertrauten den Seinigen bekannt. Nun indeß sollte auch dem Publicum dieser Schatz nicht verloren sein. Alexander von Humboldt verdanken wir die Veröffentlichung einer Auswahl von mehr als viertehalb hundert jener merkwürdigen Gedichte.¹⁾

Humboldt selbst erzählt irgendwo, daß er wiederholt, fast von seiner Kindheit an, Tagebücher angefangen und sie immer nach einiger Zeit wieder verbrannt habe. Die Auffassung, daß wir in den Sonetten nichts Anderes als ein letztes, ein poetisches Tagebuch vor uns haben, liegt nahe, und giebt den allein zulänglichen Maßstab der Beurtheilung an die Hand. Es verhält sich ähnlich mit ihnen

1) Nicht völlig so viel finden sich in den G. W., wo sie als poetische Zugabe je am Schluß der einzelnen Bände auftreten. Gesammelt und vermehrt wurden sie später mit einem Vorwort des Bruders, Berlin 1853, herausgegeben. Man vergl. dies Vorwort sowie das zum 1. Bande der G. W.

wie mit den Sonetten Milton's. Ihr poetischer Werth ist unzertrennlich von der Beziehung auf die Persönlichkeit des Dichters. Kaum ein einziges, welches, blos ästhetisch betrachtet, einen ganz ungetrübt poetischen Eindruck machte. Kaum ein einziges, wiederum, welches uns nicht menschlich irgendwie ansprechen müßte. Was bei einer kritischen Betrachtung zuerst in's Auge fällt, sind die prosodischen und sprachlichen Härten, doppelt anstößig bei einer Dichtungsform, welche gerade durch den Wohlklang der Sprache und den Klang des Reims zu bestechen die Absicht hat. Allein die Sonette selbst entschuldigen sich, und wir müssen die Entschuldigung gelten lassen. Schöner sei es freilich, wenn wie von selbst Idee und Sprachform zusammenstrebe; allein nur dem wahren Dichter sei dies gegeben, und Mühe ringe vergeblich danach. Der Vers soll nicht zum Prokrustesbette für die Gefühle und Gedanken werden; nur in leichte Schranken gilt es diese zu heften: mit dem Laut soll der Sinn versöhnen. Und dennoch: würde nicht eine minder beengende Versweise leichter zu einiger Vollendung haben gebracht werden können? Warum mußte, im Widerspruch mit der ernst-inmerlichen Absicht des Dichters, gerade die selbstgefällig-coкетteste Form, und warum sie ganz ausschließlich gewählt werden? Nur die Eigenthümlichkeit Humboldt's nur die Art und der Grad seines poetischen Vermögens giebt hierauf die erklärende Antwort. Ohne Zweifel war ihm die Vorliebe für eine so ganz romantische Weise durch das Studium der Italiäner angeflogen. Allein was ihn daran reizte und dabei festhielt, war doch nur dasselbe, was ihn einst bei der Nachbildung Aeschyleischer Verse zum Rigoristen gemacht hatte: die Achtung vor der Regel und das Bedürfniß des Zwanges, verbunden mit dem sinnlichen Wohlgefallen an der Musik der Sprache. Er griff diesmal nach einer weicheren Form, weil alles in ihm selbst weicher und musikalischer geworden war. Er griff nach der schwierigsten und bindendsten Form, aus dem Gefühl, daß er eines äußeren Halts bedürfe, um nicht durch die Beschaffenheit seines Stoffes und die geringe Schwungkraft seiner Phantasie in das Element der Prosa herabgezogen zu werden. Wie die Wahl der Sonettform, so die Behandlung derselben. Beides bezeichnet die Mitte, auf der er schwankend zwischen Prosa und Poesie stand. Es giebt unter diesen Sonetten viele, die man, um sie besser zu genießen, in Versuchung geräth, in unge-

bundene Rede aufzulösen. Es gab schon in dem Versuch über die Staatswirksamkeit und es giebt ebenso in der Kawi-Einleitung Stellen, die durch Reim und Rhythmus nur gewinnen würden. Ein Dichter zu heißen hat dieser Mann keinen Anspruch. Nur um so mehr ist er eine dichterische Natur; er lebt, er existirt von dem Stoffe, aus dem die Dichter bilden; sein bestes Gedicht, unübersetzbar durch tausend Sonette, ist das Ganze seiner Individualität. Es ist unzweifelhaft richtig, was Alexander von Humboldt bemerkt: wer die Sonette vereinzelt liest, findet sich durch die Mängel der Form in jedem einzelnen abgestoßen; wer sie im Zusammenhang liest, wer sie wieder und wieder liest, vergißt unwillkürlich jene Mängel und gewinnt die edle und reine Dichternatur lieb, die allen zu Grunde liegt: er sieht nicht mehr die Gedichte, er sieht nichts als dies unerschöpfliche Dichten und das in unzähligen Strahlen sich brechende, unaufhörlich vom sanften Wellenschlag der Empfindung bewegte Gemüth.

Einen Vortheil jedenfalls brachte die gewählte Form mit sich. Wir wissen, in welche Weiten Humboldt in Prosa wie in Versen zu gerathen fortwährend in Gefahr war. Ist doch dies tägliche Dichten und das tausendfache Wiederholen der Einen monotonen Form nur in anderer Weise dieselbe Erscheinung. Er wird nie fertig, er hat sich nie ganz ausgesprochen; er dichtet heute, was er gestern gedichtet; immer wieder kehrt er zu denselben Themen, in das Geleise derselben Reime zurück. Aber so nur im Ganzen. Jedes einzelne Mal nöthigt ihn die bündige und festgeschlossene Form zu Vollendung und einheitlicher Begrenzung. In den fertigen Rahmen muß sich das Bild hineinpaffen. Es gelingt. Fast immer schließt sich mit dem letzten Reim auch der Gedanke oder die Empfindung. Man kann mit gleicher Wahrheit sagen, daß jedes dieser Sonette mit allen im Zusammenhang steht und daß jedes eine Einheit für sich bildet.

Nicht ebenso bestimmt wie der äußerliche, ist der innere Charakter der Sonettform. Sie eignet sich am meisten für dasjenige, was wir epigrammatische Lyrik nennen möchten, für Empfindungsausdrücke, die sich an einen einzelnen Gegenstand anlehnen und durch diesen genöthigt werden, sich so zum geschlossenen Bilde abzurunden, wie es von der anderen Seite durch die Strophenzahl und das

Gesetz der Reimverschlingung gefordert wird. Dieser epigrammatische Charakter nun ist in der That in unsrer Sonettensammlung der vorwiegende. Die meisten dieser Gedichtchen sind musikalische Epigramme, — Epigramme, nicht im Sinne Martial's und Lessing's, aber in ähnlicher Weise wie die Stücke der griechischen Anthologie und wie Göthe's venetianische Epigramme. Von der mannigfachsten Art sind zunächst die Gegenstände, die zum Anknüpfungspunkt oder zum Leitfaden für die dichterische Aeußerung werden. Eine allerreichste Fundgrube dafür ist die äußere Natur. Es ist der Himmel oder das Meer, Wolken und Sterne, Bäume und Blumen, was sich zum Bilde gestaltet. Es ist jetzt wieder ein Gemälde, eine Statue, eine Dichtung oder eine einzelne dichterische Figur, was mit den Reimen des Sonetts umschlungen und bekränzt wird. Häufig liegt die subjective Beziehung schon im Gegenstande selbst. Wir treten mit dem Dichter in die düstre Cyressenallee, die zum Grabe der Geliebten führt oder unter die rauschende Eiche seines Gehöftes. Der See mit seinen Schwänen, die Säule, welche die Spes trägt, sein Haus, sein künstiges Grab, seine Baguette, sein Hausrock, — nichts, was ihn nicht dichterisch anregte. Die kleinen Ereignisse seines engbezirkten Lebens, ein Spaziergang gegen Sonnenuntergang, oder ein Traum, der ihm die für immer Entschwundene auf Augenblicke in das Land der Lebendigen heraufgezaubert hat, werden zu Sonetten. Seine Reisen, sein einsames Nachdenken, seine Lectüre, seine wissenschaftlichen Beschäftigungen versehen ihn mit Stoff. Der ganze Kreis seiner Ideen und mit ihnen seine Lieblingsbilder und Lieblingserinnerungen kehren wieder. Neben den Gestalten des griechischen Mythos erscheint die Scenerie des indischen Lebens; mit dem Geheimniß der Kunst das Wunder der Sprache; die Auen von Erfurt und die Berge Thüringens, die Gegend von Albano und der Grabhügel seiner Kinder in Rom. Ebenso mannigfach ist die epigrammatische Wendung, welche diesen Dingen gegeben wird. Zuweilen enthalten die Verse nichts als die schlichte Exposition des Gegenstandes: es sind poetische Unterschriften, welche anspruchslos das aufgestellte Bild begleiten. Ein andermal stellt die lyrische Empfindung den Gegenstand selbst in Schatten. Am häufigsten endlich wird Sache oder Bild nur benutzt, um eine tiefere Gedankenbeziehung herauszukehren. Schon damit im Grunde, schon durch das Ueber-

gewicht der ernstern Reflexion, wird der natürlichen und nächsten Bestimmung des Sonetts Gewalt angethan. Sehr oft würden wir die Form der Distichen oder die reimlosen Jamben der Anthologie angemessener finden. Aber es giebt andre unter diesen Gedichten, die weder lyrisch noch epigrammatisch sind. Die gewohnheitsmäßige Sonettform wird zur Caprice, wenn sie auch da angewandt wird, wo wir eine Fabel oder eine Legende zu lesen bekommen; sie erscheint mindestens fremdartig bei denjenigen Stücken, welche übrigens durch Ton und Inhalt den Charakter griechischer, indischer oder sonst welcher orientalischer Dichtung nachahmen wollen.

Wie dem jedoch sei: die Sonette Wilhelm's von Humboldt sind zusammen mit den „Briefen an eine Freundin“ diejenigen Denkmäler seines Geistes, durch die er den Heutigen bei Weitem am bekanntesten geworden ist und die ihm auch bei Solchen Verehrung und Theilnahme erweckt haben, denen seine wissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten ihrer Natur nach unzugänglich bleiben mußten. Jene sind zu einem Laienbrevier, diese zu einem Erbauungsbuch für Frauen geworden. Es sind Tagebuchblätter und Monologe. Durch die in beiden enthaltene Selbstschilderung ist wunderbarer Weise ein Mann, der sich gegen die Menschen im Ganzen mehr als irgend ein Andreer zu verschließen pflegte, nach seinem Tode vollständiger bekannt geworden als selbst der heilige Augustinus, als Rousseau, als alle diejenigen, welche sich am meisten vor den Ohren der Welt zu beichten angelegen sein ließen. Auch für uns eröffnet sich durch diese nachgelassenen Blätter noch ein letzter Blick auf das Ganze seiner Erscheinung; auch wir dürfen an dem Leitfaden dieser unverdächtigsten aller Confessionen die späteste mit der gesammten vorausgegangenen Entwicklung des Mannes noch einmal zusammenknüpfen.

Es ist ein oft wiederholtes Wort der Nadel: Humboldt sei „von keinem Alter“ gewesen. Früh und spät versichert er selbst den Freunden und Freundinnen, daß er völlig und ganz der Alte sei, und im Gedichte preist er sich glücklich, daß er seiner Jugend durch's Leben trenn geblieben, daß er unverbrüchlich Einer Richtung gefolgt sei. Der Zug der Nadel nach Norden und der Lauf der Sterne kann nicht zuverlässiger sein, als die Treue seines Gemüths und die Dauerhaftigkeit seiner Empfindungen. Er trägt einen Schatz von Liebe durch's Leben; Keinen, der ihm je nahe stand, ist er im Stande